Rolf Hochhuth

„... erst kommt das Fressen“!

Postulate ans Drama zur Jahrtausendwende

Salzburger Rede am 29. Juli 1998
anläßlich der Festspiel-Dialoge 1998

„Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man sich... vergegenwärtige, wie es ... in bürgerlichen, kriegerischen, religiösen und ästhetischen Zuständen ausgesehen. Den echten Dichter wird niemand kennen, als wer Zeit kennt.“

Goethe 1822 über Lucrez

© Rolf Hochhuth
Grenzach

Der rüde Titel meiner Rede holt seine Legitimation aus dem Brecht-Zentenarium. Denn was uns alle den Meistern verpflichtet neben der Dankbarkeit, die wir ihnen für unsere Erlebnisse mit ihren Werken schulden –, sind die Forderungen der Klassiker an sich selbst und an ihre Epoche, so weit diese Postulate von ihnen noch nicht eingelöst werden konnten, also uns vererbt, uns auferlegt wurden als Verpflichtung, sie nach Kräften ihrer Verwirklichung um wenigstens einen Schritt näher zu bringen, wenn uns möglich...

Dem jetzt hundertjährigen Brecht ist es zwar schon vor siebzig Jahren geglückt, seiner „Dreigroschenoper", mit und dank Kurt Weill, die absolut vollkommene künstlerische Form zu geben. Doch was Brecht in dieses erste unvergängliche seiner Bühnenwerke an gesellschaftskritisch-moralischen Imperativen eingebracht hat: Ist deshalb uneingelöst noch immer, weil Politik und Wirtschaft, die uns beherrschen, sich diesen Postulaten widersetzen; ganz besonders die Wirtschaft, da allein sie heute bestimmt, was ihre Prokuristen, die Politiker und Gesetzgeber, tun. Oder genauer: was die beflissen unterlassen...

Brechts Postulate, so muß man leider feststellen, lasten heute als Aufgabe noch stärker auf uns als vor siebzig Jahren auf der glücklosen Weimarer Demokratie. Ja, fast muß man folgern: Proportional zur Bevölkerungszahl – wächst die Entfernung, Brechts Ziel zu erreichen, daß „der Mensch dem Menschen ein Helfer ist", wie er das im größten seiner Gedichte: „An die Nachgeborenen" vermächtnishaft am Ende hofft. Denn zur Jahrtausendwende wird Europa so viele Arbeitslose haben wie Spanien Einwohner...

Wie könnten da in den sieben Jahrzehnten die zwei Hauptprobleme gelöst worden sein, die uns Brecht in der „Dreigroschenoper" als die beiden vordringlichsten Arbeiten auch noch – ja gerade – unseres Zeitalters aufgezeigt hat, nämlich: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral". Und zweitens – ebenso lustig formuliert wie todernst dem Gehalt nach, gerade heute in unseren Jahren der blindwütigen, sogenannten Globalisierung – Brechts Frage: „Was ist der Einbruch in eine Bank, gemessen an der Gründung einer Bank?"

Was sollte nach siebzig Jahren an diesem Aspekt, an diesen zwei Brecht-Maximen nicht mehr stimmen? Ausgerechnet heute, während der weltweit erdrückendsten – ihre eigenen Mitarbeiter, die deshalb in Scharen „aussaniert" werden, wie die zynischste aller Verbrämungen von Rausschmeißen lautet, zuerst erdrückenden – internationalen Fusionierungen von Banken-Giganten?

Übrigens hat Brecht mit diesen zwei Maximen nichts Neues gesagt, sondern streng in der Tradition Lessings und Schillers nur für 1927 witzig und zeitgemäß wiederholt, was der Wegweiser unter den deutschen Dramatikern bereits mit zwanzig Jahren, im Geburtsjahr Goethes 1749, schon in sein Samuel Henzi-Fragment, eine Kampfschrift, eingetragen hat; Lessing schrieb: „Die Not heißt alles gut. Sie hebt das Laster auf!"

Und fünfzig Jahre nach Lessing hat dann Schiller fast wörtlich wie: Erst kommt das Fressen – so wütend wie couragiert aufbegehrt in seinem nie zu vergessenden Distichon: „Würde des Menschen":

„Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

Thomas Mann, der das 1955 zum hundertfünfzigsten Todestag Schillers als ehrfurchtgebietende Widerlegung des blöden Vorurteils zitiert, Schillers Idealismus sei weltfremd gewesen, spottet als Kommentator: „Das ist ja sozialistischer Materialismus, Gott behüte!“

In der Tat! Doch daß momentan diese „ganze Richtung“ geächtet ist, weil sie in der DDR zum künstlerischen Evangelium einer widerlichen Diktatur geworden war – macht sie, diese Richtung, die ja auch aus jeder Zeile Brechts als sein ästhetisches Credo spricht –, so wenig falsch, wie durch den von uns allen begrüßten Zusammenbruch der so sich nennenden „Diktatur des Proletariats“ als Staatsdoktrin zwischen Werra und Amur, die Feststellung aus dem Kommunistischen Manifest von 1848 falsch geworden wäre, daß die Proletarier nichts zu verlieren hätten als ihre Ketten. Oder wie etwa die Bergpredigt falsch geworden wäre, weil jahrhundertelang auch Terroristen, die Frauen in Scharen als „Hexen“ auf den Scheiterhaufen brachten, Kernsätze aus diesem Hohelied der Menschlichkeit im Munde geführt haben... Das muß, so riskant das ist für den, der das heute sagt, festgehalten werden: Alle jene, die Autoren, auch Maler augenblicklich eines sozialistischen Materialismus oder Realismus – dasselbe! – bezichtigen, sie sind genau die gleichen Feuilletonisten, die eines Tages wie auf Verabredung in der Bundesrepublik entdeckten, Brechts Meisterwerk seiner Amerika-Jahre: „Das Leben des Galilei“, sei „nichts als Schulfunk“... Es sind die Wortführer derer, wie schon Lessing das voller Verachtung sagte: die „nur dichteten, um zu dichten“. Lessing verachtete die deshalb, weil er als unser oberster Grundgesetzgeber – tatsächlich benützte Lessing schon das Wort: „Grundgesetz“ im Hinblick auf Dichtung – der Literatur die Aufgabe zugewiesen hat, aufzuklären. Was aber wäre Aufklärung, wenn nicht: Politik, sofern ihr Vorspann die Troika ist: Wahrheit, Mitleid, Schönheit.

Lessing ging als erster so weit – und auch Brecht betonte bekanntlich, „Lehrstücke“ zu schreiben, auch als Lyriker in seiner „Hauspostille“ Lehrgedichte –, seinen grundsetzenden Ukas zugunsten des „Unterrichtenden“ in der Dichtung zu erlassen – was wie gesagt, hinsichtlich des „Galilei“ dann hundert Esel unter unsern Kritikern, als einer ihnen das souffliert hatte, im Chor bis heute als „Schulfunk“ denunzieren...

Lessing hat diese Freisetzung auch seines pädagogischen Eros durchaus nicht als einen Widerspruch zu seiner Maxime empfunden, Poesie habe vollkommen sinnliche Rede zu sein!

Menschen und Gegenstände, urteilte Lessing, denen „das Unterrichtende fehlte“, seien der „poetischen Nachahmung“ nicht wert: „Sie sind unter ihr!“ Denn „einen Charakter, dem das Unterrichtende fehlet, dem fehlet die Absicht. – Mit Absicht nachahmen ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten, um zu dichten, die nur nachahmen, um nachzuahmen, die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist“.... Schärfer wurde l’art pour l’art, was Spengler ironisch als: „Die Kunst für den Kunsthandel“ übersetzt hat, niemals in Bann getan. Oder nur noch von Bernard Shaw, Lessings bedeutendstem Nachfahren: „Zu meinem Glück hatte ich nie Erfolg, wenn ich nur spielerisch sein wollte. Alle meine Versuche, Kunst um der Kunst willen zu treiben, mißlangen. Es war, wie wenn man Nägel in Briefpapier hämmert.... Marx machte mich zum Sozialisten und bewahrte mich davor, ein Literat zu werden.“

Die Absicht, „uns zu unterrichten“ oder „Nutzen stiften“ als legitime Forderung an Literatur: diese Maximen Lessings sind in Einklang mit Bernard Shaws Diktum: „Hinter meinem ganzen Werk steht eine durchgearbeitete Theorie der schöpferischen Evolution.“ Und wo Lessing dazu die Kritik an der Realität nicht ausreichte, schuf er eine eigenen Welt, die der Parabel, um als Evolutionär arbeiten, lehren zu können – am rührendsten: die Toleranz! Niemals und nirgendwo wird die schöpferische Einmaligkeit dieses Vorsatzes, der im „Nathan“ realisiert wurde, von den Kritikern Lessings auch nur erwähnt! Als sei nicht bereits seine Idee, ein Stück zu schreiben, das nicht wie bisher alle anderen gegenwärtige oder auch historische Wirklichkeit reproduziert, sondern das ihr entgegentritt durch die Projektion einer neuen: eine Genietat!

Wie politisch er auch als Denker war, das wird deutlich, wenn man den Grundsatz – nicht des Marxismus, aber den von Marx – „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“ schon hundert Jahre zuvor bei Lessing findet: „Was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen.“... Er hat auch festgehalten, ganz im Sinne von Marx: „Alle Veränderungen unseres Temperaments... sind mit Handlungen unserer animalischen Ökonomie verbunden.“ (...)

Im schon erwähnten „Henzi-Fragment“ des Zwanzigjährigen ist auch zu lesen von der Mühsal des Volkes, das „den großen faulen Bauch mit sich ernähren muß“. Ein wenig später: „Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterschied, den die Menschen unter sich festgesetzt haben.“ Und daß sein eigentliches Werkzeug: die Sprache, sein Lebenselexier, ihm gegeben sei zu rebellieren, und daß eine soziale Aufgabe zu erfüllen hat, wer über die Sprache gebietet, war ihm so selbstverständlich wie die Pflicht jedes Richters, humaner zu urteilen, als das Gesetz vorschreibt. Er heilt es für unerlaubt, esoterisch, wie man heute sagen würde, über das Publikum hinwegzuschätzen, er fragte: „Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug über alle Fassung des größten Teiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: ‘Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?’“ So spricht der Demokrat unter den Sprachmeistern, der eingefleischte Republikaner.

Sollten Sie einwenden, meine Damen und Herren, Lessing, genau zweihundert Jahre vor der Uraufführung der „Dreigroschenoper“ zur Welt gekommen – sei obsolet in seinen Lehren: Nur sechs Jahre vor Brechts Geniestreich hat eine Frau, der schon ein Sohn gefallen war, wie ihr dann auch noch ein Enkel fiel, Gattin eines Armenarztes, hat die genialste Graphikerin der Kunstgeschichte, Käthe Kollwitz –, genau das gleiche gelehrt, eine Maxime, die auch Brecht entspricht, der einmal forderte, alle Künste hätten beizutragen „zur größten aller Künste: Der Lebenskunst“. Käthe Kollwitz schrieb 1922: „Ich bin einverstanden damit, daß meine Kunst Zwecke hat. Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind.“

Das war der Impetus schon Lessings, der ja deshalb das erwähnte „Henzi“-Fragment als Zwanzigjähriger anfing zu schreiben, weil die Berner diesen Henzi enthaupten wollten – das haben sie auch getan – da er das Proletariat seiner Vaterstadt zu einem Aufruhr gegen das regierende Patriziat geführt hat. Der zwanzigjährige Lessing hatte tatsächlich die Hoffnung, diesen sogenannten Staatsverbrecher vor dem Schafott bewahren zu können mit seinem Stück.... Er hat dann später bekanntlich auch sein Spartacus-Fragment liegenlassen: Der bedeutendste Verlust unserer Literaturgeschichte: Denn ein „Spartacus“ sozusagen programmatisch als Gründungs-Drama unsrer Klassik hätte

schon zwei Jahrhunderte lang die Sicht unserer ganzen Nation auf die Geschichte und ihre Antreiber und Getriebenen radikal geändert. Zwar hat uns ein Menschenalter später Schiller mit seinem „Tell“ das „Drama der Widerstandsbewegung“, wie Theodor Heuss sagte, geschenkt – doch kann dieses Stück, das einen Volksaufstand gegen ausländische Besatzer gestaltet, nicht ersetzen, was Lessing mit „Spartacus“ und „Henzi“ vorgehabt hat: Tragödien einer niedergeschlagenen Rebellion von Underdogs gegen ihre Ausbeuter: Was ja zum Beispiel auch Shakespeare und die Antike niemals geleistet haben.

Was sollte sich als Postulat ans Drama geändert haben in dem Dreivierteljahrhundert, seit Käthe Kollwitz die Notwendigkeit, ja Verpflichtung ausgesprochen hat, Kunst ebenso wie Politik – denn sie sind Geschwister – unter dem Aspekt zu machen, Menschen zu helfen?

Geändert hat sich – wo sonst müßte das einmal gesagt werden, wenn nicht in dieser herrlichen Stadt der Festspiele! –, daß „dank“ der maßlos überhöhten Subventionen und Regie-Gagen unsere Machthaber an den Theatern nicht mehr die allgeringste Nötigung verspüren, das zu machen, zu zeigen, was ihre Zeitgenossen interessiert, ihnen gar hilft! Denn die Pfründe der Intendanten und Regisseure stimmen immer, ob da unten hundertdreiißig Leute sitzen und zusehen oder dreizehnhundert. Warum so anspruchslos wie Schablonenmaler – ebenso viel verdient durch die achte Tschechow-Regie, die man macht. (Nichts gegen Tschechow: ich weiß auch, daß heute keiner lebt, der fähig wäre, den „Kirschgarten“ zu dichten; ich nennen den genialen Russen hier nur deshalb, weil er seit über dreißig Jahren dank seiner politischen Harmlosigkeit weitaus der meistgespielte Autor in deutschsprachigen Landen ist: Kein Stadtverordneter würde je Anstoß an ihm nehmen und für Regisseure ist er idiotensicher – keiner kann mit einem Tschechow mehr verunglücken!)

Brecht aber war lebenslänglich bemüht, nach Maßgabe und im Sinne der Kollwitz-Maxime zu arbeiten, der Maxime auch Piscators! Vor allem auch beim Gedichtemachen empfand Brecht diese soziale Verpflichtung. Brechts Verleger Siegfried Unseld hat neulich zum Zentenarium aus über 2.300 Brecht-Gedichten, die in ihrer Vielzahl leider viel zu spät unters Volk kamen, einhundert ausgelesen und begründet seine stichhaltige Auswahl mit der oft zitierten Interpretation, die Goethe seinen Gedichten gab, weil die auch – nicht anders, so weist Unseld nach, als jene Brechts – allesamt: „Gelegenheitsgedichte“ sind; was aber für uns hier relevant ist: Goethe betont, wie sehr seine Lyrik allemal der „Wirklichkeit“ ihre Entstehung verdanke. „Wirklichkeit“, das kann man in unserem Zeitalter der Ausflucht so vieler Dichter vor den Mächten, die uns beherrschen, nicht genug betonen, ist in Goethes Ästhetik die absolut meistvorkommende Vokabel; sie alle kennen Goethes lapidare Feststellung: “Ich habe die Wirklichkeit stets für genialer gehalten als mein Genie“. Er hat das so und ähnlich – wie oft wiederholt. Und nicht anders sagte auch der bestinformierte aller Altphilologen: Ulrich von Wilamowitz-Moellendoff schon über Pindar, „das jedes Gedicht im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte verstanden sein will; sind sie doch alle für eine bestimmte Gelegenheit verfaßt“. Und Brecht sagte, wobei er mit Recht zweifellos auch seine eigenen charakterisieren wollte: „Alle großen Gedichte haben den Wert von Dokumenten.“ Über die von Lucrez schrieb Goethe 1822: „Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man sich (...) vergegenwärtige, wie es (...) in bürgerlichen, kriegerischen, religiösen und ästhetischen Zuständen ausgesehen. Den echten Dichter wird niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt“.

Messen Sie an dieser so sachlichen Feststellung dann Goethes Klage - und wie sehr trifft die heute auch zu auf die meist nur privaten Sujets weitaus der meisten Deutschreibenden unserer Gegenwart: „Die deutsche Poesie bringt eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere; am wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand, von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken.... Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen, daß die französische Poesie sowie die französische Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich immer als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen.

Drei Jahre zuvor hatte er über die französische Zeitschrift: „Le Globe“ notiert: „Die Herren Globisten schreiben keine Zeile, die nicht politisch wäre, das heißt, die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete“. Und ein Jahr später, zu Eckermann: „Die französischen Dichter haben Kenntnisse, dagegen denken die deutschen Narren, sie verlören ihr Talent, wenn sie sich um Kenntnisse bemühten“ – Kenntnisse, damit meinte Goethe hier Weltkenntnis im Sinne der Polis, des Staates. Es war die Zeit, da er entzückt Stendhals „Rot und Schwarz“ las, den politisch-antiklerikalen Roman, dessen Untertitel: „Ein Zeitbild um 1830“ laute; und als Goethe gegen die Apostel der Innerlichkeit, gegen die Romantiker, die er ebenso haßte wie sie ihn verachteten, seine ästhetischen Appelle sprach und schrieb: „gegen den Subjektivismus“, wie er definierte.

Was besagt das alles für uns hier und heute, meine Damen und Herren? Für’s Drama? Daß es die Forderung der Sunde auch an uns ist, wie Goethe sagt: „gegenwärtig für jedermann“ die Wirklichkeit, das meint: Die Gegenwart darzustellen. „Auf ihrem höchsten Gipfel“, erläutert er, „scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken“.

„Jedermann“: ich habe sehr bewußt aus den ästhetischen Schriften Goethes eine mit jedermann, für jedermann argumentierende Zeile ausgewählt, weil wir damit wieder bei Brecht sind, der tatsächlich hier in Salzburg in großer Demut, wie sie dem sogenannten „freien“ Autor vor den Thronen der Politiker in unserer von Parteileuten regierten Gesellschaft zukommt, einen neuen „Jedermann“ angeboten hat – der Entwurf ist in Brechts Nachlaß. Doch damals, auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, als der Geist des Pentagons und des Vatikans Westeuropa beherrschte, war Brecht auch hier derart unerwünscht, daß Landeshauptmann Klaus noch froh war, den lästigen Bittsteller und Anbieder und sich Anbiedernden dadurch loszuwerden, daß er Brecht – weil Gottfried von Einem sich so sehr für ihn engagiert hatte –, einen österreichischen Paß gab, womit Brecht den Mut fand, in die Ostzone zu gehen und Ulbricht deshalb – allein deshalb – seine Dienste anzutragen, weil man ihn überall im Westen, wo er in Zürich von der Gage der Frau Weigel lebte, so gemieden hat wie die Hundeschnauze das Wespennest.... Es bleibt die Ehre der untergegangen DDR, mit dem Theater am Schiffbauerdamm Brecht die letzte Chance gegeben zu haben.

Er sah dann zum erstenmal „Mutter Courage“, das 1940 in Zürich uraufgeführt worden war, als Brecht soeben nach Kalifornien hatte entkommen können.... Doch fünfzehn Jahre lang (!) nach der Uraufführung im Hitlerkrieg hat man dann Brecht auch in Zürich – nur ein Beispiel – wegen des Kalten Krieges, wie fast überall sonst, nicht ein einiges Mal mehr gespielt... Brecht durfte dann endlich in Berlin seine zehn Jahre zuvor uraufge-

führte „Mutter Courage“ selber inszenieren ... Nachdem Österreichs bedeutendste Feuilletonistin: Hilde Spiel im „Monat“ einen viele Seiten umfassenden Bericht über das Theater der Gegenwart veröffentlicht hatte, der den Namen Brecht nicht enthielt... Curd Jürgens’ letzten Wunsch, in Salzburg während der Festspiele doch einmal den Galilei zu spielen, wagte selbst sein mächtiger Freund Ernst Hauesserman ihm nicht zu erfüllen.

Einen „Jedermann“ für heute und von heute hielt Brecht für nötig – er ist nötig! – zu schreien, doch wie auch das Goethe besser als jeder andere formuliert hat, zum Schreiben, mindestens von Bühnenstücken, gehören nicht nur Wollen und Können – sondern auch Sollen! Goethe sagte zu Riemer 1809: „Sollten, Wollen, Können – diese drei Dinge gehören in aller Kunst zusammen, damit etwas gemacht werden.“

Sollen setzte Goethe sogar an den Anfang. Und tatsächlich gibt es von ihm, mehr noch von Lessing anrührende Klagen, nur deshalb so wenige Stücke geschrieben zu haben, weil keiner von ihnen welche wollte: Menschen wie jenen von Brecht gefeierten Zöllner, der vom Laotse auf dessen Weg in die Emigration „abverlangt“ – wofür Brecht sich dann bedankt –, das Buch Taoteking aufzuschreiben, das bisher nur in des Weisen Kopf ist, – solche Zöllner gibt es heute nicht mehr! Wie viele Sprechbühnen deutscher Zunge, allesamt königlich subventioniert, gibt es wohl – hundertachtzig? Sicherlich. Und wie viele von ihnen kommen auf die Idee, einem Autor ein Stück abzuverlangen? Eine?

Das war hierzulande nicht erst so, als Brecht den Salzburgern einen „Jedermann“ von und für heute vergebens zu schreiben anbot! Hofmannsthal sagte als sehr alter Mann, denn ein Bühnenautor ist hierzulande eine Greis ab Mitte vierzig, so wie ja Lessing, da niemand ihn wollte, schon mit einundfünfzig an Verkümmerung verendet ist –, und Hofmannsthal wurde ja auch nur fünfundfünfzig; er sagte: „Im Grunde will niemand mehr etwas von mir“. Der das überliefert, der von Thomas Mann als „bestschreibender aller Eidgenossen“ apostrophierte Max Ryncher, kommentiert das in seinem Brief nach Berlin an Gottfried Benn: „Das lyrische Ich in Berlin ist wohl unabhängiger von der Teilnahme der Umwelt, als das dramatische Ich in Wien es war“ – ja, der Lyriker bedarf des riesigen Apparats nicht, dessen der Bühnenschreiber bedarf, sich zu realisieren, genauer: realisiert zu werden, denn allein kann er das ja gar nicht! Auch als Arthur Schnitzler mit dem Verschwinden der Monarchie – wie furchtbar schlecht ist überall den Künsten des Verschwinden der Monarchien bekommen; fast jeder Fürst hatte mehr Sinn für Kunst als fast jeder Demokrat –, als Schnitzler ab 1918 für passé galt, versuchte er doch noch einmal dem Gebieter Max Reinhardt in Berlin sich in Erinnerung zu rufen.... kam auch nicht unangemeldet nach einer sehr langen Eisenbahnfahrt aus Wien dort an; vor genau siebzig Jahren, 1928, wurde er aber nicht einmal mehr von Reinhardts Bruder Edmund vorgelassen.... Wer heute als Bühnentexter mit Intendanten notgedrungen zu tun hat, der weiß, was ihm „blüht“, wenn selbst dieser größte Dramatiker Österreichs, damals auch der berühmteste „Deutschschreibende neben Hauptmann derart mißhandelt worden ist...“ Aber, resümiert George Bernard Shaw, „das Theater lebt vom Drama – nicht umgekehrt!“ Denn Shaw glaubte und sah ja noch, daß die Theater von ihren Abendkassen leben mußten; Kasse aber macht in England nur, was neu ist, was interessiert. Shaw kannte unser Subventionssystem noch nicht, das es allerdings noch heute in Großbritannien nicht gibt, ... jedenfalls nicht derart ausgeartet, daß die Subventionsempfänger gar nicht hinsehen müssen auf die Kasse; und daß dadurch grundgesetzwidrig die Privattheater vernichtet wurden: Bekanntlich garantiert das Grundgesetz die Wettbewerbsgleichheit. Wo aber Bund, Länder, Gemeinden allein ihre Theater derart subventionieren, müssen ja die privaten ausgehungert werden. Es waren

aber stets nur die privaten, die skandalisierende Stücke riskiert haben, von Hauptmanns „Weber“ über „Dreigroschenoper“, die von Privatleuten am Schiffbauerdamm finanziert wurden, bis hin zum „Stellvertreter“, den die private Volksbühne – heute undenkbar! – Piscator erlaubt hat, uraufzuführen.

Sollen, Wollen, Können – Sollen zuerst von Goethe genannt –, das heißt für uns: Verlangt den Autoren Stücke ab! Ein Stück – um nur das nötigste aller Beispiele zu nennen – über den heutigen Jedermann, also den Arbeitslosen, den Underdog, der erstmals in der europäischen Geschichte mit zwei neuen Fakten, ja Gewalten konfrontiert ist: Erstens der Einsicht, daß jemand bereits mit vierzig, fünfundvierzig Jahren aus der Arbeit – und zwar für immer – entlassen werden kann; zweitens ist er ausgeliefert der absolut neuen Ideologie der Konzerne und Großbanken, die erstmals sogar in jenen Jahren, in denen sie stolz mit ihren Rekordgewinnen auf Pressekonferenzen prahlen, gar kein Hehl mehr daraus machen, daß sie dennoch so viele Mitarbeiter wie möglich hinauswerfen, was sie – schon gesagt – zynisch „freistellen“ nennen oder gar „aussanieren“... Noch in der Ära der Kanzler Adenauer und Erhard, ja in der Helmut Schmidts hätte jede bedeutende Firma sich geschämt, öffentlich zu bekennen, daß nicht mehr die Wirtschaft für den Menschen da ist – sondern umgekehrt: Der Mensch nur noch für die Wirtschaft. Daß den Konzernen das Lohntüten-Individuum nichts mehr ist als ein Mittel zum Zweck: Was laut unserem obersten politischen wie moralischen Gesetzgeber – die sind natürlich eine Personalunion – die Todsünde der Gesellschaft ist. Denn Kant hat endgültig definiert, daß kein Mensch nur als Mittel benutzt werden darf!

Ich hatte in meiner Jugend das Glück und die Ehre, daß mir zuweilen der über achtzig Jahre alte Karl Jaspers in Basel ein Privatissimum schenkte. Jaspers, der wußte, daß ich keinen Philosophen kannten außer Schopenhauer und Spengler, sagte mir: „Vom ganzen Kant brauchen Sie nur eine Zeile zu kennen, die ist überhaupt die Krone der Ethik: ‘Kein Mensch darf nur als Mittel benutzt werden!’“

Aber ein Underdog, der mit fünfzehn Maurerlehrling wird und fünfzig Jahre später als Maurer abgeht, ohne daß er selber einen einzigen Backstein erwerben konnte; der also in seiner Person nur ebenso verschlissen wurde zeit seines Lebens, wie er selber ausschließlich Konsumgüter verschlissen hat, da er Wertbeständiges, das heißt: Vererbbares niemals kaufen konnte: Ein solcher Mensch ist auch noch heute nicht anders „nur als Mittel benutzt worden“, wie einer, der vor viertausend Jahren geholfen hat, die Pyramiden hochzuschuften: Jaspers sagte mir das in jenem Jahr 1965, als ich anläßlich des Wahlkampfes um die dann gewählte sozialliberale Koalition Brandt/Scheel meinen „Spiegel“-Artikel schrieb: „Der Klassenkampf ist nicht zu Ende“, der mir durch den noch amtierenden Bundeskanzler Erhard den Spitznamen „Pinscher“ eintrug. Ich hatte da vorgerechnet, was es auf sich hat mit dem verlogenen Wahlschlager: „Vermögensbildung in Arbeitnehmer-Hand“, denn ganze DM 312,-- im Jahr – im Jahr DM 312,--! – wurden damals als „Vermögensbildung“ steuerfrei genehmigt. Ich konterte: Das ist kein Vermögenszuwachs, sondern nur die Hundesteuer der besseren Leute. Und konkretisierte: „Zweiundzwanzig Bauarbeiter müßten ihre in fünf Jahren so ersparten „Vermögen“ zusammenlegen, um heute, 1965 in München ein Einzimmerappartement kaufen zu können, knapp 21qm“. „Natürlich“ – nein: Im Gegenteil: widernatürlich ist in den fast 35 Jahren seither die Vermögenslosigkeit der Meisten im selben Maß, in dem die Arbeitslosigkeit anstieg, bedrückender geworden, weiterverbreitet.

Holen wir uns hier von den Klassikern die Legitimation, Postulate ans Drama den bedrückendsten Problemen der Volkswirtschaft, der Arbeitsämter zu entnehmen – Brecht, wie wir anhand seiner Kernsätze in der „Dreigroschenoper“ belegten, hat das auch schon getan. Und Schiller ermutigt ausdrücklich oft dazu. Denn wenn wir einen Arbeitslosen oder Underdog vor Augen haben: ist er nicht entwürdigt in unserer Gesellschaft, die nun einmal – ob wir das gutheißen oder absurd finden – den Menschen „bewertet“ nach dem Maß seines „Stellenwertes“ im Arbeitsprozeß? Stellenwert: was für ein furchtbar inhumanes Wort! Aber so denken wir alle, auch wenn wir das nicht eingestehen: Als gäbe nicht nur erst die Stelle einem Menschen seinen Wert, sondern bestimme auch noch, welchen er hat... Und so ist das ja tatsächlich auch gemeint in unserer pervertierten Workaholic-Gesellschaft, die so sehr so denkt, daß ein Arbeitsloser selber sich zunächst einmal restlos entwürdigt findet angesichts seiner Angst, Kinder könnten ihn fragen, während ihre Mutter noch jobben darf: „Papa, was willst du eigentlich mal werden?“

Die Würde des Einzelnden! Schiller mahnte: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben – Bewahret sie!“ Und er forderte in einem Prolog vor genau jetzt zwei Jahrhunderten, 1798 anläßlich der Wiedereröffnung des abgebrannten Weimarer Theaters, daß der Autor sich den Themen stelle, die seine Zeit am bedrängendsten beherrschen:

„Denn nur der große Gegenstand vermag
den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,
im engen Kreis verengert sich der Sinn,
es wächst der Mensch mit seinen größren Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende....
wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
und ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
und um der Menschheit große Gegenstände,
um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
auch höhern Flug versuchen, ja muß,
soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.“

Wer wollte widersprechen? Ihr Bundeskanzler Kreisky sagte, einst gefragt, warum er so selten ins Theater gehen: er vermisse dort Aussagen über das. Gestaltungen dessen, was doch schließlich das Leben aller Mitbürger und auch sein eigenes Handwerk bestimme: Politik, im weitesten Sinn. Dieser Vorwurf an uns alle: wie tief berechtigt! Es ist, auf eine Formel gebracht, die Abwesenheit von Schillers Geist, die heute fast alle unsere Bühnenbemühungen so langweilig macht, so unverbindlich...

Seine eben zitierten Prolog-Zeilen von Anno 98:

„Denn nur der große Gegenstand vermag
den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen
... jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende.“

– wie sollten diese Zeilen nicht auch ans Jahr 1998 gerichtet sein, anläßlich des heutigen „großen Gegenstands“? Nämlich des international über allen Horizonten drohenden Gespenstes der Arbeitslosigkeit, so furchteinflößend als Bild unsere Zivilisation bedrückend wie Goyas Saturn, der seine Kinder frißt.

War dem siebenundzwanzigjährigen Autor des „Don Carlos“ der Ruf: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ der notwendigste – im Wortsinn: Die Not wendend – heute ist keine Forderung notwendiger als die nach Freiheit vor der Wirtschaft. (Wirtschaftsfreiheit können wir nicht sagen, weil das sprachlich so irreführend ist, als ziele man geradezu das Gegenteil dessen an, worauf es ankommt. Es geht um die Freiheit vor der Wirtschaft für das Individuum. Es geht nicht um ihr Gegenteil: Wirtschaftsfreiheit, die jene sich erträumen und ertrotzen, die heute die Konterrevolution praktizieren, da jede Hemmung von ihnen abfiel – seit der Ostblock aufgrund seines wirtschaftlichen Zwangssystems Bankrott gemacht hat.)

War noch vor zweihundert Jahren Gedankenfreiheit an vielen Orten ein seltenes Privileg – heute, wo jeder sagen kann, was er will, wenn er das bei weitem auch nicht überall gedruckt oder gar gesendet bekommt, ist dieser Ruf an die Wirtschaft als die erdrückendste aller Mächte, das Thema, das den Autor nicht weniger angeht als den Politiker, als auch den Wirtschafter selbst. Freiheit vor den geistigen Unterdrückern damals, Freiheit vor den wirtschaftlichen heute – die Arbeit des Autors hat sich nicht geändert, seine Verpflichtung gegenüber seinen Zeitgenossen!

Deshalb hat Schiller ebenso wie schon Lessing, was sie schrieben, stets dem Primat der Politik unterstellt. Schiller schrieb dem Freund Körner: „Mir schwant, daß ich am Ende dem Publizisten näher bin als dem Dichter – wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles“. Und wenn Schiller vier Wochen vor seinem Tode an Humboldt schrieb, schließlich seien sie beide Idealisten und würden sich schämen, sich nachsagen zu lassen, daß „die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge“: So hat Schiller, nachdem er zehn Jahre seine Arbeit am Drama zugunsten der Philosophie aufgegeben hatte –, so hat er zuletzt dem Dichter, der Poesie sogar attestiert: „Die höchste Philosophie endigt in einer poetischen Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen dreien das Ideal vorzeichnet.“ Diese Maxime legitimiert nicht nur, sie verpflichtet den Dichter, Politik zu schreiben.

Aber Goyas hier heraufbeschworenes Gemälde: Saturn frißt seine Kinder – jetzt die schauerliche Kehrseite unseres so enthusiastisch fünfzig Jahre lang gepriesenen Wirtschaftssystems, die Tragödie der Globalisierung, des Wegrationalisierens von Arbeitsplätzen, des Tottretens von Konkurrenten, der freundlich Fusionierung genannten Kartellbildungen – dieses Goya-Bild soll uns nie vergessen lassen, daß im Personal wie in den Fakten, die alle diese Katastrophen für so unendlich viele namenlose Normalverbrauchern, eben für den Jedermann herbeiführen, daß da auch zahllose Komödienstoffe aufzufinden sind!

Der Bemitleidenswerteste der Bühne – er hatte 27 (!) Jahre Zuchthaus abgesessen, vor seinem Geniestreich! – ist ja sogleich auch der Komischste, ich meine: Zuckmayers Wilhelm Voigt! Keine Frage, daß auch heute uns – unserem Alltag im Schatten vieler „Tod des Handlungsreisenden“-Katastrophen – Figuren wie „Der Hauptmann von Köpenick“ vom Zeitgeist beschert werden. Zu den Postulaten ans Drama gehört also auch – deshalb erzähle ich das –, sich als Autor dann so zu verhalten, wie der Stadelheimer Gefängnis-Insasse Dr. jur. Ludwig Thoma sich 1906 verhielt, er tagelang „den Kalk von meinen Kerkerwänden lache“, wie er ins Tagebuch schrieb, während er die Zeitungsmeldungen über den Hauptmann von Köpenick las. Und voraussagte, dies sei eine unsterbliche, das ganze Wilhelminische Zeitalter charakterisierende Großtat des Humors...

Rechtsanwalt Dr. Thoma saß da wegen „Beleidigung der Sittlichkeitsvereine“ sechs Wochen, wozu die Stuttgarter Strafkammer ihn verurteilt hatte; und er schreib hier in der Haft sein unverjährtes Lustspiel „Moral“. Selbst der Kaiser, der Voigt rasch begnadigte, lachte mit .... Was Thoma in sein Gefängnistagebuch schrieb ist aufschlußreich, weil es zeigt, wie ein geborener Humorist – das Seltenste, was es gibt unter Deutschen! – eine Köpenickiade sogleich durchschaut als Geniestreich, über den noch viele Generationen lachen werden.

Die Rückbesinnung auf den Urtext des Sozialen, auf die christliche Nächstenliebe, ist europaweit die Forderung der Stunde, daher auch ein Postulat ans Drama! Ideen allein und eine gültige Form erheben es über den Stoff: Wirklichkeit nicht als krude Stoffhuberei, sondern im Licht des Gedankens, des Geistes. Recht auf Arbeit, Recht auf Eigentum für jedermann sind nicht einmal mehr Utopien, sondern müssen den Verfassungen nur wiedererkämpft werden – wieder, sage ich, weil ja schon die Weimarer von 1919 das Recht auf Arbeit ebenso garantiert hat wie seit 1947 die italienische, und wie es auch in der Verfassung der DDR enthalten war, bis Herr Schäuble es beim Einigungsvertrag, der in Wahrheit zu einem aufgezwungenen Unterwerfungspapier wurde, herausstrich.

Übrigens arten Ideen nur dann aus in Ideologien, wenn sich ihrer der Fanatismus derer bemächtigt, die da wissen, daß ohne Gewalt niemals durchzusetzen wäre, was sie anstreben. Ideen, die gewaltlos überzeugen, entarten nicht zu Ideologien. Und was hier gefordert wird, diese zwei so bescheidenen wie jedermann einbeziehenden Postulate: Recht auf Arbeit, Recht auf Eigentum; sie sind nicht revolutionäre, sondern einfach menschenfreundlich im Sinne jenes New Deals Franklin Roosevelts, von dem Churchill sagte, er habe den Amerikanern damit die Revolution erspart. Denn dieser größte Präsident, den die USA je hatten, fand vierzehn Millionen Arbeitslose vor, als er 1932 ins Weiße Haus kam, in das er als einziger dann noch drei Mal gewählt wurde.

So ungern und selten ich Nietzsche zitiere – heute muß ich ihn benutzen, weil er, wie ich ausprobiert habe, schneller zuwege bringt als jeder andere, Ihre Vorurteile, wie ich vermute, gegen Bismarck auszuräumen, den ich nämlich im Zusammenhang mit der Forderung: Geben Sie Freiheit vor der Wirtschaft – deshalb als Kronzeugen aufrufe, weil er als frühester Sozialreformer im 19. Jahrhundert bereits „Das Recht auf Arbeit“ zum Gesetz erheben wollte.

Nietzsche über Bismarck – aber die ersten Sätze hier treffen nicht nur das damalige Deutschland, sie treffen heute auch die stärkste Wirtschaftsmacht der Erde, nämlich die EG –, Nietzsche im Drei-Kaiser-Jahr 1888: „Es zahlt sich theuer, zur Macht zu kommen: die macht verdummt.... Die Deutschen – man hiess sie einst das Volk der Denker: denken sie heute überhaupt noch? – Die Deutschen misstrauen jetzt dem Geiste, die Politik verschlingt allen Ernst für wirklich geistige Dinge – „Deutschland, Deutschland über Alles; ich fürchte, das war das Ende der deutschen Philosophie... Giebt es deutsche Philosophen? Giebt es deutsche Dichter? Giebt es gute deutsche Bücher? Fragt man mich im Ausland. Ich erröthe, aber mit der Tapferkeit, die mir auch in verzweifelten Fällen zu eigen ist, antworte ich: ‘Ja, Bismarck!’“

Nietzsche hat dieses Urteil nicht in einem Brief versteckt, es wurde auch nicht in seinem Nachlaß gefunden, sondern er selber hat es in seinem spätesten Buch, in „Götzen-Dämmerung“, 1889 veröffentlicht. In jenem Jahr, als Hitler geboren wurde. Ein Jahr später jedoch prophezeite sogar ein erzkonservativer, ja geharnischt reaktionärer Kenner

der Geschichte, der Basler Burckhardt: „Einmal werden der entsetzliche Kapitalismus von oben und das begehrliche Treiben von unten wie zwei Schnellzüge auf denselben Geleisen gegeneinander prallen."

Vor wenigen Monaten erschien in Deutschland der zweite, der Abschlußband der Bismarckbiographie des amerikanischen Historikers Otto Pflanze. Er schreibt über die Reichstagswahl von 1884: „Die Sozialversicherungsgesetze von 1883, 1884 und 1889 waren bahnbrechende Maßnahmen zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit, die in anderen Ländern jahrzehntelang nicht ihresgleichen hatten und denen in mancher Hinsicht die Vereinigten Staaten noch heute nichts Gleichwertiges zur Seite stellen können. Daß radikale Politik in Amerika, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nur als europäischer Importartikel vorgekommen ist, kann kaum bestritten werden, schrieb Daniel Moynihan 1973. Doch das trifft für reformistische Politik ganz ebenso zu. Die kühnen Reformprogramme der dreißiger, vierziger, fünfziger und späteren Jahre (erst jetzt zum Beispiel kommen wir zu einer Krankenversicherung) bestanden in einem entmutigenden Maße in Ideen, die Lloyd George bei Bismarck ausborgte. So ist das Leben von Millionen Amerikanern in gewisser Weise von der Gesetzgebung beeinflußt worden, die Bismarck und seine Gehilfen vor mehr als einem Jahrhundert für die deutschen Arbeiter entwarfen. – Von Bismarcks vielen Errungenschaften hat nur das staatliche Sozialversicherungssystem die deutschen Katastrophen des 20. Jahrhunderts überdauert.

Deutschamerikaner sehen das, vermutlich weil die soziale Verantwortung des Staates gegenüber dem Individuum drüben kaum ausgebildet ist, mit Bewunderung, so Henry Kissinger, der bekanntlich Bismarck als „Weißen Revolutionär" beschrieben hat! Bismarck hat, vierzehn Jahre vor Großbritannien, die frühesten Sozialreformen der Geschichte gegen diese Not durchgesetzt. Wenn Nietzsche auch den einzig erwähnenswerten Mann des Zeitalters in ihm sah – für diese humanen Pioniertaten zugunsten der Arbeiter hatte er keinen Blick, ja die hätte er mit jenem subalternen Hohn überschüttet, mit dem er über „Stimmvieh" zeterte! Daher nenne ich den Unverdächtigen, der als Dichter und Sozialist in Bismarcks Arbeiterfürsorge-Gesetzen die eigentliche Leistung des Zeitalters gefeiert hat: Heinrich Mann! In seiner tiefsten materiellen Not des amerikanischen Exils, wo er allein dank seines Bruders Thomas nicht verhungert ist, hat Heinrich Mann 1943/44 in Kalifornien über Bismarck , den er „die konservativste Wohltat dieses Erdteils" nannte, im Hinblick nicht nur auf dessen friedenserhaltende Außenpolitik, sondern auch auf dessen Arbeiter-Schutzgesetze geschrieben: „Deutsche haben ihrem einzigen Staatsmann seine vornehmsten Verdienste nie gedankt, sie kennen sie gar nicht. Mit offenem Widerwillen verfolgte ihn der Geist der Zeit, der liberal war." Er rühmt dem Kanzler nach, nicht nur, wie die Linken üblicherweise schmähen, deshalb die Arbeiter als erster Staatsmann der Erde vor Krankheit, vor Invalidität und im Alter durch Gesetze geschützt zu haben, um sie der Sozialdemokratie abzuwerben; deshalb gewiß auch – sondern aus innerster Abneigung gegen jenes gesetzmäßige Ergebnis des zügellosen Geschäftemachertums: „Ein beständiger Zuwachs von Abhängigen, den Geschäften ganz weniger untergeordnet, endlich aber auf Schlachtfelder geschickt um des Geschäftes willen."

In Werner Richters unvergeßbarer Bismarck-Biographie steht als Schlachtruf, den typischerweise der bedeutendste Liberale im kaiserlich deutschen Reichstag 1881 gegen den Fürsten Bismarck ausgerufen hat, der Vorwurf, „nicht nur mehr sozialistisch, sondern kommunistisch" sei des Kanzlers Entwurf, das Recht auf Arbeit jedermann zu garantierten!

So wurde dieser vom 86-jährigen Kaiser dem Reichstag empfohlene Gesetzesentwurf mit großer Mehrheit abgelehnt: Wir Europäer haben in allen Ländern außer Italien und der Mark Brandenburg noch heute dieses Gesetz nicht – doch da es kommen muß, wenn unseren Kindern, spätestens unseren Enkeln die Revolution erspart werden soll; da es ja – wie gesagt – nicht einmal revolutionär ist, sondern nur human: so sollten auch diejenigen, die im Sinne von Schillers Schaubühne, auch von Brechts so materiellen wie ideellen Forderungen Menschen auf die Bühne stellen, sich dieses drängendsten aller Themen, die uns heute bewegen, annehmen, tragisch oder komisch, jedenfalls so lebendig und mitreißend, wie nur die Bühne das kann.

Schließen wir mit dem Gedicht „Arbeitslose", über das ich als Motto, um es zu konkretisieren, einige Zahlen schrieb, die ich, im Februarheft 1995 von „Capital" einem Aufsatz von Johannes Groß entnommen habe: Zunächst zur Einstimmung in dieses notwendigste aller Themen, heute, aus einem Brief von Gottfried Benn an Paul Hindemith, für den Benn 1932 das Libretto zu einer Arbeitslosen-Oper schreiben wollte; ein Beleg mehr, wie nach 65 Jahren dieses Thema an Aktualität nur gewonnen hat:

Arbeitslose

„Der Text der Oper gruppiert sich um eine männliche Hauptfigur...
von Beruf wird er eine der vielen abgebauten und entwurzelten
Existenzen dieser Übergangszeit sein... und muß die ganzen Maßnahmen
der Gesetze, der Wirtschaftsordnung, des Staates über sich ergehn lassen....
Nirgends Hilfe und... kapitallos dem Untergang geweiht...
alle Gesetze schuf die Macht, alle Rechte nimmt sie sich allein,
der Arme muß zugrunde gehen und keiner sieht ihm auch nur nach."

Gottfried Benn an Paul Hindemith, am 29. V. 1932

„Das unternehmerische Durchschnittseinkommen in den USA
wird derzeit mit dem 149fachen der Arbeiterbezahlung angegeben...
es ist völlig eindeutig, daß die Nettobezüge der amerikanischen
Arbeiter/Angestellten in den letzten fünf Jahren erheblich
gesunken sind, während sich die Einnahmen der höheren Manager und
der selbständigen Unternehmer in für deutsche Verhältnisse
unvorstellbare Höhe entwickelt haben...
Dieselbe Entwicklung im Vereinigten Königreich: Unternehmenschefs,
die mit Rationalisierung und Entlassungen
ihre Betriebe gut am Markt halten, werden durch
Verdoppelung und Verdreifachung ihrer Einkünfte belohnt."

Johannes Groß, „Capital", Februar 1995

Die Frau, die noch vier Stunden putzen geht,
bemüht freundlich, doch verächtlich zum Mann,
der zwar nach Arbeit Schlange steht,
doch keine – und nie mehr! – finden kann:

„Depressiv verpennt hocken wir mutlos im Loch.

Wer Arbeit hat – hat nie gefühlt!
Hier arbeitet nur einer noch:
Unser Eisschrank, der's Bier kühlt..."

Er lacht verzerrt. "Die kürzen noch die Rente.
Dann 'findet selbst kein Bier mehr statt'...
Europa zählt zur Jahrtausendwende
mehr Stempler als Spanien Einwohner hat!"